

Vorurteile an der Hochschule, Anerkennung in der Industrie

Ursula Kraska

Mein Interesse für Chemie wurde in der Oberstufe des Gymnasiums geweckt. Nachdem ich im Buch „Meyer 6 lernt Chemie“ den Abschnitt Organische Chemie begierig gelesen hatte, und mein „neu erworbenes Wissen“ im Unterricht anerkannt wurde, hat mich der logische Aufbau der Organischen Chemie fasziniert. Beim Abitur 1963 war ich mir sicher, dass ich Chemie studieren wollte. In meiner Wahl wurde ich durch die damalige Struktur des Studiums im Fachbereich Chemie an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster bestärkt. Statt die Studenten und Studentinnen streng nach Numerus Clausus auszuwählen, wurde dort über deren endgültige Zulassung in einer Aufnahmeprüfung nach dem ersten Semester entschieden.



Das Hauptexamen legte ich 1968 ab, gefolgt von der Diplomarbeit im Arbeitskreis Prof. Almut Klemer. Im gleichen Arbeitskreis verfasste ich meine Dissertation zum Thema „Strukturuntersuchungen an Heparansulfat und Synthese möglicher Struktur-einheiten“. Während meiner Arbeit gab es häufige Dispute und auch Diskriminierungen, da für viele Chemiker, auch Gutachter, Forschung an diesen Molekülen und die dafür notwendigen Methoden nicht zur klassischen organischen Chemie zählten. Bedenkt man, dass eine

Substanz wie die ähnlich aufgebaute Hyaluronsäure heute selbst für Laien ein Begriff ist, waren diese Forschungen ihrer Zeit voraus.

Die Arbeit wurde durch ein Stipendium der VW-Stiftung gefördert, das mit einer Stelle im Bereich der Ausbildung der Lehramtskandidaten in Organischer Chemie gekoppelt war. Dies war nur eine Teilzeitstelle, die Berufung auf eine Vollzeit-Assistentenstelle wurde mit der Begründung abgelehnt, dass „Frauen keine Gasflaschen transportieren und öffnen können und der Rotor der Ultrazentrifuge zu schwer für sie sei“ (Originalzitat) — unbegreiflich, da man bei einer „Chefin“ eine andere Einstellung erwartet hätte. Promoviert zum Dr. rer. nat. wurde ich 1972 (Note summa cum laude), als weitere Auszeichnung wurde mir 1973 der Fakultätspreis verliehen. Von 1972 -1973 arbeitete ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Arbeitskreis von Prof. Dr. Fritz Micheel, wo ich an zwei GDCh-Fortbildungskursen in Kohlenhydratchemie mitarbeitete.

Danach planten mein Mann, Chemiker im gleichen Arbeitskreis, und ich einen gemeinsamen Post-doc-Aufenthalt in Frankreich. Mir wurde trotz Qualifikation ein DFG-Stipendium mit der Begründung „Aus einer Familie können nicht zwei Wissenschaftler gefördert werden“ verwehrt. Um an Fördermittel zu gelangen, hätte ich also nicht heiraten und den Namen meines Mannes annehmen dürfen. Aber es gelang mir durch Eigeninitiative, während der Post-doc-Zeit meines Mannes in Paris, eine Post-doc-Stelle im Arbeitskreis von Prof. Dr. Pierre Sinay an der Universität Orléans zu bekommen. Ich bin dort von meinen Kollegen gut aufgenommen worden, und die Forschung an mir neuen, jetzt niedermolekularen, Kohlenhydraten führte

zu wichtigen Verfahren der Disaccharid-Synthese. Das Zeitmanagement angesichts der 120 km entfernten Arbeitsstelle war allerdings eine große Herausforderung: Mit dem Auto ging es von unserer Wohnung in einem Vorort nach Paris, mit dem Zug nach Orléans, dann weiter mit dem Bus gefolgt von einer Fußstrecke zum Institut. Nach dem Start um 6:30 h war ich um 21:00 h wieder „zu Hause“. Länger als drei Monate war das nicht durchzuhalten und es musste ein Zimmer in Orléans gesucht werden. Eine Unterkunft fand ich schließlich in einem Heim für „betreute junge Frauen“. Für mich hatte das die Konsequenz, dass auch ich zu den seltenen abendlichen „Freigängen“, z.B. Theater oder Kino, abgeholt werden musste und meine Begleitung zu unterschreiben hatte, mich rechtzeitig wieder zurückzubringen.



Teilnehmerin am Kohlenhydrat-Kongress in Kyoto, die damalige Dominanz der Männer ist offensichtlich

Nach unserer Post-doc-Zeit übte ich eine selbstständige Forschungs- und Lehrtätigkeit im Arbeitskreis Prof. Dr. Frieder W. Lichtenthaler aus, von 1975 bis 1977 als Liebig-Stipendiatin, 1977 - 1980 als wissenschaftliche Mitarbeiterin. In einer Reihe von wissenschaftlichen Publikationen ist meine Forschungstätigkeit dokumentiert. Nach fünf Jahren war keine Verlängerung der Assistentenstelle möglich (Zitat: „Besser als eigene Forschung ist die Unterstützung der Arbeiten Ihres Mannes“).

Als Konsequenz ging ich in die Industrie: Von 1980 bis 1999 arbeitete ich in der Fotopolymer-Forschung und -Entwicklung bei DuPont de Nemours in Neu-Isenburg (Grundlagenforschung, Patente, Entwicklung und weltweite Markteinführung von Fotopolymerprodukten im Bereich Farbprüfverfahren, Auswaschlösemittel, Flexodruckplatten), von 1999 bis 2001 dann als Product & Segment Manager von Druckplatten für den Wellpappendruck. Bei der Entwicklung der Produkte konnte ich vom Labormaßstab über die Scale-up-Phasen bis zum Verkauf mit anderen Sparten verantwortlich zusammenarbeiten und damit den produktrelevanten Einführungsprozess in Einkauf, Produktion und Verkauf mitgestalten.

Mein Fazit: Ohne wirklich gewusst zu haben, was ein Chemiestudium für mich bedeuten könnte, und was es mir abverlangen würde, war ich mir jederzeit sicher, das richtige Fach gewählt zu haben. Gemessen an den Vorurteilen, die ich an der Hochschule erfahren musste, und den Steinen, die mir dort in den Weg gelegt wurden, war die Tätigkeit in der Industrie angenehmer und kollegialer. Aber unabhängig vom Arbeitsplatz, sei es Hochschule oder Industrie, die Vereinbarkeit von Beruf und Familienleben war – besonders nach der Geburt unserer Tochter (1978) eine große Herausforderung. Dank der Unterstützung durch meinen Mann, der meine Berufstätigkeit immer befürwortet hatte, und einer liebevollen Tagesmutter für unsere Tochter ließ sich meist eine Lösung für ihre Betreuung finden, selbst bei meinen häufigen und teilweise längeren Auslandsaufenthalten. Allerdings war großer Idealismus gefragt – finanziell lohnte sich die Ganztags-Arbeit zu Anfang nicht. Beruf und Kind bestimmten unsere „Freizeit“ und so haben wir, bis unsere Tochter 10 Jahre alt war, auf nahezu alle „außerhäuslichen Vergnügungen“ verzichtet – allerdings ohne dass ich es bereut hätte.

Ein wichtiger Ausgleich, waren und sind Freundschaften bereits aus der Studienzeit. Angesichts der besonderen Herausforderungen, die das Chemiestudium mit den vielen Praktika,

Seminaren und Prüfungen, Diplom- und Doktorarbeit, mit sich brachten, waren Unterstützung und Hilfe innerhalb der Arbeitskreise immer erforderlich. Aus der engen Zusammenarbeit mit Kollegen haben sich Beziehungen entwickelt, die bis heute bestehen. Erwähnen möchte ich vor allem unsere „Silvester-Runde“, die wir seit mehr als 55 Jahren feiern. Fast jedes Jahr haben wir Silvester gemeinsam verbracht, und die Chemie war immer ein Mittelpunkt.